Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 114 (1946)

Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstraße 9, Luzern. - Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern. - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7—9, Telephon 2 74 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Montag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 25. April 1946 **114. Jahrgang • Nr. 17**

Inhalts-Verzeichnis. Markus — Ansprache des Heiligen Vaters an Schweizer Journalisten — «Land ohne Männer» — Zum Thema Maria Miterlöserin — Johannes Probst — Der «böse Gottesgeist» — Aus der Praxis, für die Praxis — Franz Heinrich Achermann † — Totentafel — Voranzeige! Männerkongregationen der Schweiz — Rezensionen.

Markus

Maria, die Mutter des Evangelisten Johannes Markus, war eine vornehme, reiche Jüngerin Jesu. Sie besaß in Jerusalem ein großes, geräumiges Haus. In hochherziger Weise hatte sie es dem Herrn zur Verfügung gestellt. Im Obergemach dieses Hauses hatte Jesus im Kreise seiner Apostel das Abendmahl gefeiert (Luk. 22, 7—13). Hier erschien er den Aposteln am Tage seiner Auferstehung hinter verschlossenen Türen (Joh. 20, 19). Auch später gingen die Apostel hier ein und aus. Einmütig versammelt mit Maria, der Mutter Jesu, machten sie hier die erste Pfingstnovene (Apg. 1, 13). Hier waren sie auch, als der Heilige Geist auf sie herabkam und das ganze Haus erfüllte (Apg. 2, 2). Und als Petrus durch einen Engel wunderbar aus dem Kerker befreit wurde, lenkte er seine Schritte geradewegs nach dem Hause Marias, «wo viele versammelt waren und beteten» (Apg. 12, 12). So wurde das Elternhaus des Markus die erste Kultstätte des Neuen Bundes, die erste christliche Kirche, mater et caput omnium ecclesiarum. In der geweihten Atmosphäre dieses Hauses ist Markus aufgewachsen.

I. Markus wird zweimal fahnenflüchtig

1. Erste Fahnenflucht. Sonst aber wissen wir von Johannes Markus eigentlich wenig. Seine Gestalt liegt im Dunkeln. In seinem Evangelium sagt er nicht, wer er sei. Nur einmal lüftet er den Schleier. Am Ende seines Evangeliums (Mk. 14, 51—52) fügt er einen Zug hinzu, ihm allein unvergeßlich und bekannt. Wie der Künstler in eine verborgene Ecke des Gemäldes die Worte setzt: X., fecit, so hat auch Markus sein Monogramm in eine dunkle Ecke seines Evangeliums gesetzt. Es ist die kleine Erinnerung vom Jüngling, der Jesus nachfolgte, nur mit einem Linnentuch notdürftig bekleidet. Als die Häscher nach ihm griffen, entfloh er nackt.

Es kann das wohl niemand anders gewesen sein als Markus selbst, der damals noch ein Knabe war. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie er sich für den großen Rabbi interessiert hatte, der in das Obergemach seiner Mutter gekommen war, um das Abendmahl zu feiern. Wie er nachts durch den Gleichschritt der Soldaten und ihr Klopfen an die Haustür aus dem Schlafe geweckt wurde, voll Furcht und Neugier ein Tuch umwarf, aus dem Hause schlich und den schwankenden Laternen den Hügel hinauf folgte. Vielleicht wollte er in jugendlichem Eifer Lärm schlagen und Jesus warnen, daß Männer mit Schwertern und Knütteln nach ihm gefragt hätten. Seine Knabengestalt in ein Linnentuch gehüllt, folgte er Judas und der Wache, bald in den Schatten tretend, bald verstohlen mitlaufend. Vielleicht stand er unvermerkt in der Nähe des Gartens, als Judas vortrat und Jesus verriet. Dann kann er alles gehört und gesehen haben. Er hörte Judas sagen: «Sei gegrüßt, Meister!» (Mark. 14, 45). Hörte dann auch das Waffenklirren des entstehenden Tumultes, sah im fahlen Mondlicht plötzlich das Schwert des Petrus aufblitzen und im nächsten Augenblick schon krachend auf den Helm des Malchus niederfahren. Hörte dann auch, wie Jesus ihnen vorhielt: «Wie gegen einen Räuber seid ihr ausgezogen mit Schwertern und Knütteln, um mich gefangenzunehmen. Tag für Tag war ich unter euch im Tempel und lehrte, und ihr habt mich nicht festgenommen» (Mark. 14, 48—49). Sah dann auch, wie Jesus sich ihnen übergab und die Apostel alle Fassung verloren und flohen. Dann, als alle geflohen waren, mag er sein Versteck verlassen haben und Jesus und seinen Häschern gefolgt sein. Offenbar muß er dabei zu großes Interesse gezeigt und sich allzu sehr bemerkbar gemacht haben. Die Soldaten wollten ihn festnehmen. Er aber ließ das Linnen, sein einziges Bekleidungsstück, fahren und floh. Das war die erste Fahnenflucht des Markus.

2. Zweite Fahnenflucht. Die zweite war am Taurus. Wir wissen von Markus, daß er den Apostel Paulus auf der ersten Missionsreise begleitet hat (Apg. 12, 25; 13, 5). Man kann sich leicht vorstellen, wie froh und unternehmungslustig sein Herz schlug, als er sich als Missionsgehilfe dem Apostel anschließen durfte. Wie begeistert war er und

wie schwellte es ihm die Brust, als Paulus in Paphos, der Residenzstadt des römischen Statthalters Sergius auf der Insel Zypern, den jüdischen Zauberer Elymas zuschanden machte und ihn mit Blindheit schlug (Apg. 13, 6—12). Ja, anfangs ging es gut, bis sie nach Perge kamen. Da aber, an der Paßstraße durch die Schluchten des Taurus, sank ihm plötzlich der Mut. Als Großstadtkind war er sich dieser Strapazen nicht gewohnt. Hier waren nicht mehr die gepflegten Straßen von Jerusalem, sondern nichts als unpassierbare Bergpfade, hart an steilen Felshängen und schwindelerregenden Abgründen vorbei, weggerissene Brücken, Steinschlaggefahr und lauernde Wegelagerer. Stundenlang mußte man da aufwärts klimmen mit keuchendem Atem und klopfendem Herzen und hämmernden Pulsen über steiles Geröll und schäumende Bäche und abstürzende Grate. Nein, so hatte er sich die Sache wirklich nicht vorgestellt. Und wiederum ging es ihm wie damals, als die Soldaten nach ihm griffen. Ihm entsank der Mut. Er konnte und wollte nicht mehr weiter. Er wurde ein zweitesmal fahnenflüchtig und kehrte um (Apg. 13, 13; 15, 38—39). Der himmelhoch Jauchzende war zu Tode betrübt.

Diese beiden Ereignisse, so unbedeutend sie an sich auch sind, vermögen doch ein blitzartiges Schlaglicht auf den Charakter des Evangelisten Johannes Markus zu werfen. Er war Sanguiniker. Wohl deshalb hat er sich auch dem impulsiven Petrus angeschlossen. Gleich und gleich gesellt sich gern. Der rasche Umschlag seiner Gefühle kennzeichnet seine Seele. Er gleicht dem wallenden und flatternden Fahnentuch, das im Windzug hochgehender Gefühle sich schön und groß entfaltet, aber im nächsten Augenblick, beim Nachlassen des Windes, wieder in sich zusammensinkt. Er gleicht dem See Genesareth, heute hell und heiter, voll Glanz und Sonnenschein, ein leuchtendes Auge im Angesichte des Heiligen Landes, aber im nächsten Augenblick schon wolkig und grau, vom eiskalten Sturmwind gepeitscht. So stand auch das Barometer der Markus-Seele bald auf sonnig und hell, wagemutig und unternehmungslustig, doch schon im nächsten Augenblick, beim ersten Widerstand, war er tieftraurig und verzagt. Bei beiden Ereignissen, sowohl bei der Fahnenflucht im Garten von Gethsemanie als auch bei der Fahnenflucht am Taurus, verläuft die Linie gleich. Sie beginnt mit einer großen, schwungvollen Schleife und bricht dann jäh ab. Zuerst ein anziehendes Hoch, und dann ein plötzliches Nieder.

II. Markus wird aus dem fahnenflüchtigen ein fahnentreuer Gefolgsmann Christi

Aber in Markus nur den unbeständigen Sanguiniker sehen zu wollen, wäre verfehlt. Er besaß, wie sein Freund Petrus — Petrus nennt ihn voll Zärtlichkeit seinen «Sohn» (1 Petr. 5, 13) — ein beträchtliches Quantum von der Willensenergie und Tatkraft des Cholerikers. Er war wie Petrus Sanguiniker mit cholerischem Einschlag. Scheint er als Jüngling auch ein Mensch gewesen zu sein, der lieber den bequemeren Weg des geringeren Widerstandes suchte, so ist er doch später als gereifter Mann ein unentwegter Missionar geworden. Ein Menschenalter ist er als Begleiter der Apostel Petrus und Paulus im Dienste der Weltmission gestanden. Seine frühere Fahnenflucht an der Paßstraße des Taurus hat er durch seine spätere unverbrüchliche Fahnentreue im Engpaß der Leiden wieder gutgemacht. Gerade in den Prüfungen und Trübsalen des Gefängnisses ist er dem Apostel Paulus treu beigestanden. Zweimal finden wir ihn an der Seite des gefangenen Völkerapostels. Das erste Mal in seiner ersten Gefangenschaft empfiehlt ihn Paulus den Kolossern und nennt ihn seinen «Mitarbeiter fürs Gottesreich», der ihm «zum Trost» geworden ist (Kol. 4, 10—11; Phm. 24). Das zweite Mal in der zweiten römischen Gefangenschaft bittet Paulus seinen Jünger Timotheus: «Bring mir ja den Markus mit, denn ich kann seine Dienste gut gebrauchen» (2 Tim. 4, 11).

Auch seine erste Fahnenflucht im Garten von Gethsemani hat er durch seine spätere unverbrüchliche Fahnentreue zu Christus wieder gutgemacht. Als Fähnrich Jesu Christi hat er mit seinem Evangelium vom wundermächtigen Gottessohn die Fahne des Glaubens über den ganzen Erdkreis dahingetragen. Da Markus fließend griechisch sprach mit einem leisen Anflug von aramäischem * Dialekt, baten ihn die römischen Christen in den Fünfzigerjahren, ihnen die Predigt des Petrus niederzuschreiben. Markus willfahrte ihrer Bitte und schrieb blutwarm und lebendig «die frohe Botschaft des Sohnes Gottes» (Mark. 1, 1). Dabei verleugnet er sein sanguinisches Temperament keineswegs. In seinem Evangelium ist alles herzerfrischend, natürlich, spontan, lebhaft und lebendig, anschaulich, malerisch, lebenswahr. Immer wieder wird das Fortschreiten der Erzählung durch die beiden Lieblingsausdrücke εὐθύς und καί beflügelt. Aber ebenso deutlich zeigt er sein cholerisches Temperament, die Löwenpranke «des Löwen aus dem Stamme Juda» (Apk. 5, 5). Sein Christusbild ist von monumentaler Wucht, voll Macht und Majestät, voll innerer Kraft und Dynamik. Der Christus des Markusevangeliums ist der Tatmensch, der große Wundertäter, der starke, wundermächtige Gottessohn. Er ist der Allbeherrscher der Natur (4, 35—41; 6, 48—49), der Dämonenbezwinger (1, 23—28; 5, 1—20; 7, 24—30; 9, 14—29), der Krankenheiler (1, 29—31) und Totenerwecker (5, 21—43). Zum Erweis seiner übermenschlichen, göttlichen Machtfülle läßt Markus vor allem Tatsachen sprechen, Wunder reiht er an Wunder, Heilstat an Heilstat, Schlag auf Schlag. Den Höhepunkt bildet die grandiose Retter- und Erlösertat auf Golgotha. Sein Evangelium ist ein Tatsachenevangelium, ein Wunderevangelium. Und so wurde Markus, der fahnenflüchtige Gefolgsmann des leidenden Menschensohnes im Garten von Gethsemani, der kühne Bannerträger des wundermächtigen Gottessohnes in der Welthauptstadt Rom, der fahnenflüchtige Gefolgsmann des duldenden Schmerzenskönigs der fahnentreue Gefolgsmann des siegreichen Gottkönigs.

Dr. Paul Bruin, Zürich

Ansprache des Heiligen Vaters an Schweizer Journalisten

Am 14. April 1946 empfing der Hl. Vater eine Gruppe von Schweizer Journalisten in Privataudienz, wobei S. H. die folgende Ansprache hielt:

Gästen aus der Schweiz den Willkomm zu entbieten, ist Uns, geehrte Herren, eine besondere Genugtuung.

* Um nur einige Beispiele zu nennen: Mark. 3, 17. 22. 28; 5, 41; 7, 11. 34; 10, 46. 51; 11, 9. 10; 14, 32. 36. 45; 15, 22. 34.

Wir hatten in den vergangenen Jahren öfters Gelegenheit, Berufsgenossen von Ihnen aus den verschiedensten Ländern und Nationen bei Uns zu sehen und Uns immer wieder der verantwortungsvollen Mission bewußt zu werden, die den Männern der Presse, des Rundfunks und des Films, den Formern und Bewegern der öffentlichen Meinung, besonders in Zeiten wie den gegenwärtigen, zukommt.

Eine geistige Macht wie die Propaganda hat Anspruch darauf, ernst genommen zu werden: im Guten und im Bösen. Der Same, den sie streut, kann zum Segen werden wie zum Fluch.

An dem unsagbaren Kriegs- und Nachkriegsleid, dessen Zeugen wir alle sind, und an der fast unheilbar gewordenen Entfremdung der Menschen und Völker hat jene Presse, die sich vorbehaltlos in den Dienst des Nützlichkeitsprinzips, der politischen und nationalen Leidenschaften stellt, ja die sittlichen Hemmungen der Sachlichkeit, Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit sogar bewußt ausschaltet, einen ganz entscheidenden Anteil.

Sie, geehrte Herren, kommen aus einem Land, das die gütig waltende Vorsehung durch die Brände zweier Weltkriege hindurchgerettet, und dem die Voraussicht seiner Staatsmänner und der gesunde Sinn seiner Bevölkerung das Abgleiten in jene Verirrungen erspart haben.

Sie kommen als Vertreter eines Volkes, das seinen Ehrgeiz darein setzt, den Opfern des Krieges in tatbereiter Nächstenliebe zu helfen. Auch Ihre gegenwärtige Fahrt durch das von Armut und Not heimgesuchte Italien steht im Zeichen einer solchen Friedensmission. Wir beglückwünschen Sie zu Ihrer edlen Aufgabe und benützen gerne die Gelegenheit, der großangelegten Kriegs- und Nachkriegshilfe des Schweizervolkes Unsere Anerkennung und Unser Lob auszusprechen.

Grüßen Sie die liebe Schweiz, mit der Uns teure Erinnerungen verbinden, Erinnerungen an Herrlichkeiten der Natur wie an Menschen, deren Wesen von dieser gewaltigen Natur geprägt war.

Dem Schweizervolk ist es unbeschadet seiner starken Unterschiede in Abstammung, Sprache und Brauchtum gegeben, sich zu fühlen und zu sein: ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not sich trennend und Gefahr (vgl. Schiller, Wilhelm Tell, A. 2, Sz. 2).

Die Schweiz ist im kleinen das, was nicht wenige für Europa im großen, als rettenden Ausweg ersehnten.

Freilich läßt sich eine solche Einheit schwer künstlich schaffen; sie will wie das werdende Leben organisch wachsen, sie will in Geschichte und Kultur verankert sein. So ist es bei Euch. Aber das Innerste, ihr Mark, ist eine seelische Haltung, die von jedem Schweizer immer neu gewonnen werden muß: es ist die Achtung vor sich selbst und vor dem anderen, vor der Persönlichkeit des Mitbürgers und Mitmenschen.

Solche seelische Haltung bleibt indes — jedenfalls in einem ganzen Volk und auf die Dauer — nur bestehen, solange der Glaube an Gott in ihm lebendig ist. Sie vertreten in Ihrem Beruf verschiedene Richtungen; aber in dem einen können Sie sich immer zusammenfinden, daß Ihnen dieser Glaube etwas Heiliges ist, dem Sie sein Recht und seinen Bestand unangetastet lassen.

Den gedeihlichen Fortgang Ihrer Fahrt mit den besten Wünschen begleitend, rufen Wir Gottes Segen herab auf jeden einzelnen von Ihnen, auf Ihre Familien, auf das ganze Unserem Herzen so nahestehende Schweizervolk.

«Land ohne Männer»

Ein leichter Frauenüberschuß ist eine längst bekannte Erscheinung der Statistik. Er hat bekannte Fragen aufgeworfen, die sich aber meist ohne allzu große Schwierigkeiten meistern und lösen ließen. Der männermordende Krieg hat jedoch den Frauenüberschuß sehr groß und die damit zusammenhängenden Fragen des Frauenüberschusses akut werden lassen. Für schweizerische Verhältnisse ist beides nicht sehr beunruhigend. Beunruhigend ist jedoch eine gewisse Stellungnahme zur Frage des Frauenüberschusses, wegen den ihr zugrundeliegenden Anschauungen und den auch für schweizerische Verhältnisse sehr naheliegenden parallelen und analogen Schlußfolgerungen, die gezogen werden können und, zweifeln wir nicht, auch gezogen werden!

Wir haben hier den Artikel «Land ohne Männer» (Probleme des Frauenüberschusses in Deutschland) im Auge, den die «Weltwoche» (12. April 1946) gebracht hat. Sie vertritt darin eine Geisteshaltung, die für gewisse Kreise typisch ist und bei dem großen Leserkreis weitgehende Auswirkungen haben kann. Man weiß, wie die Presse öffentliche Meinung macht!

Im ersten Teil wird der statistische Umfang des Problems aufgezeigt und eine Überlegung angestellt, der man weitgehend zustimmen kann, und die auch anderswo Gültigkeit hat. Der wirtschaftliche Aspekt des Frauenüberschusses erweist, daß der Traum einer Versorgungsehe für viele ausgeträumt ist, ganz abgesehen davon, daß zufolge der Verarmung auch inskünftig die verheiratete Frau leider erwerbstätig bleiben muß, um die Familienlasten mittragen zu helfen. Die Erwerbstätigkeit der ledigen wie der verheirateten Frau hat überall schon die alten Überlieferungen des Familienlebens aufgelockert oder gar zerbröckelt, welche Erscheinungen in der Zukunft bei vermehrtem Frauenüberschuß begreiflicherweise noch vermehrt und verschärft auftreten werden. Ob von der gesteigerten Berufsarbeit der ledigen und verheirateten Frau ungünstige Folgen in bezug auf die Geburtenhäufigkeit zu erwarten sind, bleibe dahingestellt. Es wäre physiologisch und vor allem psychologisch nur zu verständlich.

Was jedoch zu beanstanden ist am «Land ohne Männer», das ist die sittliche Haltung, schon rein im Sinne einer Feststellung, geschweige denn als Voraussage oder gar als Heilmittel. Da wird nämlich von einer Sittenrevolution geschrieben im Gefolge des Frauenüberschusses. Der Geschlechts- und Fortpflanzungstrieb des Menschen sei ja einer der stärksten Triebe und lasse sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Wo er vergewaltigt werde, ergäben sich in der Regel schwere seelische Störungen, welche nicht nur das persönliche Leben des einzelnen vergiften, sondern darüber hinaus in der Form von politisch oder religiös gefärbten Massenhysterien recht gefährliche Auswirkungen für die Allgemeinheit zeitigen. Der Ausweg in den Verzicht sei für die Masse nicht gegeben. Was also? Vielehe, allgemeine Promiskuität? Es erscheine bezeichnend, daß diese Fragen schon erörtert werden und daß in der Erinnerung die Zustände nach dem Bauernkrieg und dem 30jährigen Krieg wieder auftauchen, wo sich die Doppelehe eines Mannes mit zwei Frauen einbürgerte und zum Teil sogar legalisiert wurde. Luther hat ja nach dem Bauernkriege in männerarm gewordenen Gegenden seinen Anhängern unter Berufung auf gewisse patriarchalische Sitten (Levirat!) geraten, die verwitwete Frau möge zum Bruder ihres Mannes gehen und von ihm als Nebenfrau in seine Ehegemeinschaft aufgenommen werden!

Nach dem Artikel wird in Deutschland wenigstens auf die Dauer einer Generation die monogame Familie ins Hintertreffen geraten. Auf dem flachen Lande löse sich das Problem verhältnismäßig noch am einfachsten. Der Bauer lebt und wirtschaftet mit seiner Bäuerin und zwei Mägden auf seinem Hof. In der Enge dieser Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, der gemeinsamen Schicksalsverbundenheit, werde vielleicht auch die Frage der Triebbefriedigung dieser Frauen eine einfache, unkomplizierte Antwort finden, zumal all dies in der

Welt des Bauern seit jeher zumeist mit weniger psychologischer Finesse gelöst wurde, als in der Stadt: Ländlich, sittlich! In der Stadt hingegen dürften sich wohl neue Gemeinschaften herausbilden, die vielleicht sogar auch zum gemeinsamen Haushalt zweier oder dreier Frauen mit einem Manne führen, wobei eine Frau den Haushalt für alle erledigt, während der Mann und die übrigen Frauen der Erwerbsarbeit nachgehen.

Von einiger Bedeutung werde es natürlich sein, wie sich namentlich die Kirchen, vor allem die katholische Kirche, gegenüber dem bestehenden Notstand einstellen. Wird sie intransigent die Einehe verfechten oder mit der ihr eigenen Geschmeidigkeit (!) ein Auge zudrücken und mit Beichte und Absolution alles wieder in Ordnung bringen, was in ihren Augen schwere Sünde ist, was sie aber doch nicht verhindern kann? Vom Problem des Frauenüberschusses aus werde hier unter Umständen über den Einfluß der Kirche entschieden, denn es gebe Triebe, die stärker seien als Hirtenbriefe, wenn sie nicht einigermaßen normal befriedigt werden können!

Mit einigen allgemeinen Erwägungen schließt die Betrachtung des sittenrevolutionierenden Frauenüberschusses. Die angedeuteten wirtschaftlichen und sozialen «Lösungen» möchten befremdend vorkommen, verdienten aber den Vorzug vor völliger Sexualanarchie. Was wird aber aus der Liebe, wenn die Frau Polygamie lernen muß, die nicht mohammedanisch und zum Haremsleben erzogen ist? Immerhin sei nicht zu verkennen, daß die Bevölkerungspolitik des Nationalsozialismus und die Kriegszustände bereits zu einer starken Auflockerung der Sitten geführt hätten, da viele Frauen jahrelang von ihren Männern getrennt waren. Wird die amour passion dem amour physique geopfert? Der Versicherung gegenüber, lieber den Weg des Verzichtes als der Teilung gehen zu wollen, bringt der Artikelschreiber alle Skepsis entgegen: es sei zu nachdrücklich gesagt, als daß es überzeugen könnte. Der Frauenüberschuß schaffe einen Massennotstand mit vielgestaltigen Konflikten, die Psychiater, Ärzte, Richter, Eheberater, seelische Malaise-Diagnostiker ebenso reich mit Arbeit versehen werde, wie die Dramatiker und Romanciers mit erregenden Stoffen. Vielleicht stehe man vor einer Vergröberung der Liebesgefühle auf Jahrzehnte hinaus, vielleicht aber auch vor ihrer Verfeinerung. Man lerne dann vielleicht, daß das Gefühl, welches allein den Namen der Liebe verdient, in Wirklichkeit erst dort beginne, wo es zumeist und bis jetzt aufzuhören pflegte . . . usw.

Typisch an dieser wirklichen Sittenrevolutionierung, die aber vorerst eine literarische Revolutionierung darstellt, ist die Auffassung von der Unwiderstehlichkeit der sexuellen Triebwelt: eine sehr bequeme, aber allzu tendenziöse petitio principii, ein ethisches Apriori. Weil viele ihre Triebwelt nicht beherrschen, was bekanntermaßen Anstrengung verlangt, wird von dieser Anstrengung zum vornherein dispensiert, und, was schlimmer ist, diese Anstrengung als aussichtslos hingestellt, der Erfolg als unmöglich. Diese Auffassung ist weit verbreitet, praktisch noch mehr als theoretisch, d. h. nur allzu bereit wird diese bequeme Lehre übernommen, über deren grundsätzliche Haltlosigkeit sich kaum jemand allzu lange den Kopf zerbricht. Weil das Ergebnis erwünscht ist, sehr entgegenkommend, deswegen wird nicht lange nach Beweisen gefragt. Die Quantität der Vertreter ersetzt die Qualität der Beweisführung. Wir haben hier einen säkularisierten Sonderfall der reformatorischen Leugnung der Willensfreiheit, mit welcher sich sehr einläßlich bekanntlich das Tridentinum auseinandergesetzt hat (cf. u. a. can. 18 sess. VI: si quis dixerit, Dei praecepta homini etiam iustificatio et sub gratia constituto esse ad observandum impossibilia: AS, DB 828).

Aus dieser Haltung heraus von der Unwiderstehlichkeit der sexuellen Triebwelt werden diese «Lösungen» erwogen, die auf eine legalisierte Polygamie hinauslaufen. Die Konzession, welche die moderne Welt und Zeit durch die Ehescheidung machte, war ein Kompromiß: eine gleichzeitige Polygamie wurde nicht gestattet, wohl aber eine aufeinanderfolgende. Es ist schon früher («Moral und Hygiene», KZ 1944, S. 14) auf ähnliche Gedankengänge kritisch eingegangen worden. Der Schritt zu anderen Lösungen ist dann sehr naheliegend und keineswegs grundsätzlich verschieden. Dann kann die Probe-Ehe, die Wochenend-Ehe, die Kameradschafts-Ehe usw. erwogen werden. Es geht dann nur mehr um eine mehr oder weniger gesellschaftlich tragbare Drapierung außerehelicher Geschlechtsbeziehungen. Darauf kann jedermann Anspruch erheben, der aus irgendeinem Grunde nicht zur Ehe kommt. Denn wenn die sexuelle Triebwelt unwiderstehlich ist, muß eben deren Befriedigung ermöglicht werden. Hier liegen sehr naheliegende Anknüpfungspunkte für schweizerische Verhältnisse. Nicht nur in der selbstverständlichen Art und Weise, wie die «Weltwoche» dem schweizerischen Leserkreis die deutschen Verhältnisse und Entwicklungen darlegt, liegen Vergleiche und Übertragungen nahe beim Nachahmungstriebe des Menschen, sondern vor allem in der «Begründung», die dafür vorgebracht wird.

Die Seelsorge wird also diesen Entwicklungen alle Aufmerksamkeit zu schenken haben, die Gebote Gottes und deren Möglichkeit verkünden und zeigen. Praktisch wird sich auch die in letzter Zeit angesichts der notwendigen Eheschulung etwas in den Hintergrund gedrängte Jungfräulichkeit nahelegen. Vox temporis, vox Dei. Wenn viele nicht heiraten können, ist ihr Ideal zeitgemäßer als je! A. Sch.

Zum Thema Maria Miterlöserin

Wissenschaftlich und dogmatisch gründlich, mit erstaunlich reichhaltigen Belegen sucht Dr. Paul Hitz darzulegen, daß man mit Fug und Recht den Titel «Maria Miterlöserin» gebrauchen darf, daß es überhaupt an der Zeit wäre, den Titel durch die Dogmatisation zu sanktionieren, nachdem die Blüte, die keimhaft schon in der Bibel zu finden sei, aufgegangen ist.

Was Dr. Hitz selbst einleitend als Einwände bringt, nämlich, daß der Titel vom theologisch nicht gebildeten Volke mißverstanden und von Andersgläubigen als anstoßend empfunden wird, wäre immerhin ein Grund, mit derartigen Titeln vorsichtig umzugehen.

Wir zweifeln nirgendwo die Beweisführung des Theologen an, trotzdem sie uns nicht überall zwingend erscheint, besonders da nicht, wo er von den Zeugnissen der Päpste spricht. Wichtig ist uns die Feststellung des Verfassers: «Jeder Katholik weiß ganz gut, daß Maria nie auf demselben Plan wie ihr göttlicher Sohn stehen und wirken kann.» Damit gehen wir ganz einig, und weil wir damit einig gehen, hüten wir uns vor einer Forcierung dieses Ausdruckes «Miterlöserin», der also doch nur in einer gewissen Hinsicht wahr ist. Wir persönlich haben die gleiche Schwierigkeit mit dem Begriff «Maria, Vermittlerin aller Gnaden». Er ist nicht so selbst-

verständlich. Der einfache Christ denkt bei der Sündennachlassung in der Beicht oder beim Kommunionempfang doch nicht an diese entferntere Vermittlung aller Gnaden durch Maria *. — «Maria kann nie auf demselben Plan stehen wie ihr göttlicher Sohn», heißt auch hier wieder die Lösung. Daß solche Titel, wie Miterlöserin, zu Mißbräuchen und Mißverständnissen führen, zeigt Hitz selbst in den Zeugnissen von A. Widenfeld (1674), der deswegen in seinen Monita B. M. V. schreibt: «Ne itaque vocaris me Salvatricem et corredemptricem» (Mon. 10). — Ob man z. B. nicht auch die Mutter Napoleons irgendwie in subjektive und objektive ursächliche Beziehung bringen könnte zum welterobernden Sohne? Das wird keinem Geschichtsforscher je in den Sinn kommen. — Die Erlösung der Menschen durch Jesus ist eine historische, einmalige Tatsache. Geschichtlich und dogmatisch genommen, ist Christus der einzige Mittler und der einzige Erlöser. Es kann niemand auf demselben Plan stehen und wirken wie der göttliche Heiland.

In der Mystik allerdings läßt sich manches hinzudenken. Aber gerade die Idee vom Corpus Christi-Mysticum spricht z. B. viel deutlicher von einer miterlösenden oder ergänzenden erlösenden Tätigkeit des hl. Paulus als von Maria. Natürlich handelt es sich hier um den in der Kirche fortlebenden Christus (vgl. Kol.) und dessen Ploroma. Es ist merkwürdig, daß Hitz von der «bräutlichen» Mutter spricht. Die Braut Christi ist die Kirche und nicht Maria, die eben seine Mutter ist.

Die Tatsache, daß Christus der neue Adam ist, gibt kein Recht zu schließen: also hat Maria in gleicher Weise Anteil an der Erlösung wie Eva an der Sünde. Comparaison n'est pas raison. Ein Vergleich ist kein Beweis. Maria ist übrigens Mutter. Eva aber Gattin. Wenn auch der hl. Paulus einmal ausdrücklich sagt, daß eigentlich Eva uns zuerst die Sünde gebracht hätte, so nimmt er keinen Anlaß zu sagen, daß also auch Maria als erste das Erlösungswerk verursacht hätte. Richtig aber ist wohl der Gedanke, wie Eva aus der Seite des Mannes geschaffen, so ist Maria aus der Seite Christi hervorgegangen, nämlich zum voraus von ihm erlöst. Dieser Gedanke ist festzuhalten, daß Maria zum voraus erlöst worden ist durch die vorwirkenden Verdienste Jesu Christi. Das ist auch die Begründung des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis.

Damit ist aber keine Mittlerschaft und keine Miterlösung ausgesprochen. Einen Präzedenzfall gibt es hier nicht. Jede Wahrheit ist eine Sache für sich. Auch wenn z. B. zur Zeit des Nestorius zu Unrecht gegen den Titel «Gottes-Mutter» Stellung genommen wurde, so darf man daraus nicht schließen, daß man jetzt nicht gegen den Titel «Miterlöserin» Stellung nehmen dürfte. Der Titel Gottes-Mutter geht dann dogmatisch zu klar schon aus der Heiligen Schrift und der Heilstatsache hervor, als daß er mit dem Begriff «Miterlöserin» verglichen werden könnte. Zwar waren sogar die Nestorianer, bevor das Dogma am Konzil von Ephesus 431 erklärt war, keine Irrlehrer. So wäre einer auch heute kein Irrlehrer, wenn er den Titel «Maria Miterlöserin» und auch den Titel «Vermittlerin aller Gnaden» ablehnen würde. Ich sage nicht, daß wir sie ablehnen. Vielleicht würden einige zwar sagen, es sei haeresi proximum, es sei verwegen, sie abzulehnen. —

Wir möchten immerhin darauf aufmerksam machen, daß es Leute gibt und manchmal Theologen von Fach und Prediger von Ruf, die sicher nur aus Unachtsamkeit sagen und schreiben können: «Maria, die göttliche Mutter.» Das ist nun sicher gefehlt. Aber wir regen uns nicht auf, wenn irgendwo der Titel «Miterlöserin» steht, und es ist uns sogar gleichgültig, welcher Theologe oder kirchlicher Würdenträger ihn gebraucht. Wir wissen in welch entfernter Bedeutung er eigentlich gemeint ist, nach dem Wort von Hitz: «Jeder Katholik weiß ganz gut, daß Maria nie auf demselben Plan wie ihr göttlicher Sohn stehen und wirken kann.» Aber wir möchten diesen Titel nicht in den Vordergrund der Diskussion und der Anwendung stellen, wir wollen deswegen keine theologischen Zänkereien heraufbeschwören, wie man sie im Mittelalter oft genug hatte, was wahrhaftig nicht zur Erbauung der Gläubigen diente. Der Verfasser der Artikelserie gibt selbst zu, daß weite Kreise des Klerus selbst ungenügend über den Sachverhalt des Titels orientiert sind. Wie sollten es erst die Laien sein? Warum ein großer Teil des Klerus nicht darüber orientiert ist, ist dem Umstand zuzuschreiben, daß der Titel doch nicht so gemeint ist, wie er lautet, sondern immer mit dem Vorbehalt: «Daß Maria nie auf demselben Plane stehen und wirken kann wie ihr göttlicher Sohn». Wir glauben, daß, ehrlich genommen, ein großer Teil des Klerus gegen eine Festlegung eines solchen Begriffes ist, selbst wenn auch von Kapitelsversammlungen und Tagungen Eingaben nach Rom gemacht werden, die von einigen eifrigen und theologisch sicher gut gebildeten Geistlichen vorgelegt werden. Wir meinen übrigens, daß solche Fragen doch auch exegetisch zuerst richtig gelöst sein müssen, bevor man allzustark auf die Patristik abstellt, die unter Umständen noch lange nicht sicher die mündliche Überlieferung darstellt. Und wenn schon Exegese, dann dürfte man wohl kaum aus dem Worte: «Siehe, ich bin eine Magd des Herrn», ein Jawort zum Miterlösungswerke in dem Sinne herauslegen, daß Maria damit aktiv und positiv die Zustimmung zur Miterlösung gegeben hätte. Von gewisser Seite wurde auch die Jungfräulichkeit Marias biblisch so begründet, daß die allerseligste Jungfrau, bevor sie das Jawort gab, zuerst sicher sein wollte, daß sie die Jungfräulichkeit bewahren könne. Eine solche Theologie ist nun wirklich ungesund, weil unrichtig.

Wir betonen zum Schlusse noch einmal, daß wir in keiner Weise gegen den Ausdruck «Miterlöserin» auftreten, sondern daß wir ihn nur nicht in den Vordergrund stellen möchten. Es gibt wirklich wichtigere Dinge, die wir zu diskutieren haben, und wir müssen uns nicht noch selbst in Schwierigkeiten mit Andersgläubigen und den eigenen Gläubigen verstricken. Aber wir sind überzeugt, daß eine gesunde Marienverehrung viele zur Kirche zurückführen wird.

G. St.

* Es ist aber zu beachten, daß unter diesem Titel nun selbst ein allgemeines Fest von der Kirche eingeführt ist. D. Red.

Johannes Probst

(Fortsetzung)

II. Die Verteidigung seiner Konversion

Bei Johann Probst handelt es sich nicht um eine sogenannte «romantische Konversion» in dem Sinne, daß ihn die Gemessenheit des liturgischen Gottesdienstes und die Schönheit des religiösen Brauchtums angezogen hätten. Diesen Fragen widmet unser nüchterner Mathematikprofessor in seinem 350 Seiten zählenden Buche nur einige wenige Seiten (S. 268—271). Er legt gegen zu viele Zeremonien Verwahrung ein, eifert dagegen, daß das Haus Gottes «in ein Theatergepränge» mit vielem «profanem Prunk und übertriebenem Bombast» umgewandelt werde, was nur «Ohren und Augen lüstern macht». Gegen die «wirklich Entsetzen erregenden Bilder und Statuten» der Barock- und Rokokozeit, gegen die «hinter Glas gestellten kindischen Puppen» empört er sich zutiefst. Aber zum Glück schließt er sich doch Leibniz an, der alles achtet, was unsern Geist zur Betrachtung der göttlichen Größe und Liebe mächtig emporhebt, was überhaupt in uns fromme und heilige Gefühle weckt. Selbst Goethe bezeichnet in «Dichtung und Wahrheit» die Zeremonien der Kirche als schön und erhaben und bedauert es, daß der protestantische Kultus so aller Feierlichkeit beraubt ist. So wünscht sich auch Probst einen schönen Gottesdienst mit feierlicher Kirchenmusik und ernstem Glockenklang, aber doch nur nach dem römischen Rituale. Als Musterbeispiel hebt er die sinnvolle Karfreitagsliturgie hervor [10].

Insofern aber gehört der Verfasser dem Zeitalter der romantischen Konversionen an, als er sich tatsächlich durch die Hinwendung so vieler Zeitgenossen zur katholischen Kirche, angefangen von Adam Müller bis Zacharias Werner, sichtlich gestärkt fühlte. Nicht umsonst wid-

[10] In der zweiten Auflage der «Ansichten» S. XV. sieht er den eigentlichen Sinn der vielen Zeremonien der Kirche darin, daß sie «vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, von der Erde ins himmlische Vaterland» führen sollen.

met er diesen Persönlichkeiten einen größeren Abschnitt (S. 8—23, dazu S. 144). Sichtlich beeindruckte ihn die Konversion seines engeren Landsmannes Karl Ludw. von Haller (1820), die gerade in seinen Tagen so arg angegriffen wurde. «Man hätte vielleicht Herrn v. Haller schonender behandelt, wenn er zum Islam statt zur katholischen Kirche übergegangen wäre.» Erfreulich aber war es, daß gerade der Lausanner Student Chevaley, der Hallers Verteidigungsbrief widerlegen wollte, selbst katholisch wurde. Am höchsten schätzt Probst aber Graf Friedrich von Stolberg († 1819), der 1800 zur katholischen Kirche übertrat. Dringend empfiehlt er dessen «Geschichte der Religion Jesu», denn «dieses in mehrerer Hinsicht klassische Werk sagt mehr von ihm, als ich zu sagen im Stande wäre». Unser Diakon wird nicht müde, Seite um Seite über das Leben und besonders das Sterben dieses hochstrebenden Konvertiten zu füllen. Daß ein so bedeutender Protestant trotz Mißdeutung seiner Freunde und Verlust großer Finanzmittel zur Mutterkirche zurückkehrte, sah der Verfasser als eine Rechtfertigung auch für seinen Schritt an. Natürlich entgeht es unserem Apologeten nicht, daß auch Katholiken zum Protestantismus übertraten, so der bekannte Pfarrer Henhöfer [11]. Auch damit setzte sich der Autor auseinander: «Man darf nur die Beweggründe katholischer Priester, die ihrer Religion abschwören, genauer betrachten, so wird man sich leicht überzeugen, daß dieselben meistens in einer falschen Mystik oder im Kitzel des Fleisches bestehen [12].

Das führt uns auf die Beurteilung Luthers, die natürlich für seine Wendung entscheidend war. Probst gehört infolge der vielen äußeren und inneren Widerstände, die er zu erdulden hatte, nicht zu dem Kreise des sanftmütig-vorsichtigen Stolberg und des weitherzig-großzügigen Sailer, die etwas wie eine gemeinsame Front gegen die Aufklärung bilden wollten und daher den Protestanten sehr versöhnend entgegenkamen, sondern zu der Gefolgschaft der elsässisch-rheinischen «Mainzer» Liebermann und Räs, die nicht nur gegen die Aufklärung, sondern auch gegen den seit dem Lutherjubiläum 1817 kämpferisch gewordenen Protestantismus sich eifrigst und ehrlich wehrten [13]. Darum hatte deren Zeitschrift «Der Katholik» den Verlag der «Ansichten» übernommen und in den zehnseitigen Empfehlungen ausgerechnet gerade die Auslassungen Probsts über den Protestantismus wörtlich abgedruckt. Diese Richtung, die Adam Möhler mit seiner «Symbolik» (1832) auf ganz dogmatischem Gebiete weiterführte, hebt die Unterscheidungslehren mit aller Deutlichkeit hervor und sucht sich ein wirklichkeitsnahes Bild der «Reformatoren» zu machen. Das geschieht nun keineswegs mit einem «Renegatenfanatismus», betont doch Probst zweimal und deutlich, daß beim großen Tage des Gerichtes nicht danach gefragt werde, zu welcher Konfession jemand gehöre, sondern ob er ernstlich nach der Wahrheit gestrebt habe. «Dann wird man die merkwürdigen Worte des unsterblichen Augustinus in Flammenzügen lesen können: Quam multae oves foris, quam multi lupi intus» (S. 141, 288).

Luther und seine Genossen, «ließen sich ziemlich von Leidenschaften hinreißen, gingen nach keinem systematischen Plane vor». Zuerst hatte der Wittenberger gar nicht die Absicht, sich von der Kirche zu trennen, erst nach und nach kam er dazu. Überzeugt war der revolutionäre Mönch von seiner Lehre nicht: «Ich kann nicht glauben, was ich lehre», sagte er doch selbst. Bekannt sind die Worte: «Der Gedanke will mich gar nicht verlassen, daß ich wünschte, diesen Handel nie angefangen zu haben.» Noch 1528 sagte Luther, daß «unter dem Papsttum viel christliches Gutes, ja alles christliche Gute sei». Wenn endlich der «Reformator» gegen die Versuchungen der Sinnlichkeit einfach «mit Essen und Trinken» und mit «Jungfrauen und Weibern leicht abhelfen» will, so bedarf das keiner Zensur. Hier gilt, was Probst mit Erasmus sagt: «Diese Tragödie wird sich wie in den Komödien endigen, daß sich alle zuletzt heirathen werden.» Nicht weniger wirklichkeitsnahe ist das Bild, das uns Probst von Zwinglis und Calvins Leben entwirft [14]. Der Vorwurf der Sodomie, der Calvin gemacht wurde, hat auch Adam Möhler erwähnt, ist indes nicht zu beweisen [15].

Wie Luthers Lehre unsystematisch und widersprechend war, so entwickelte sich auch der Protestantismus sehr frei und verschiedenartig. Probst ist überzeugt, daß der Wittenberger Professor die neueren protestantischen Theologen «schwerlich als seine Jünger anerkennen würde und anerkennen könnte.» «Der Protestantismus als Kirche existiert nicht mehr.» Es fehlt ihm die «Festigkeit und Bestimmtheit», welche die katholische Kirche auszeichnet, die ein «auf Vernunft und göttliche Offenbarung gegründetes göttliches Institut» ist. Die Kirche kann nicht nur geistig sein, sie muß Form und Gestalt haben, und darf nicht einem Lichte gleichen, das man unter den Scheffel stellt, sondern einer Stadt, die auf dem Berge liegt und von jedermann gesehen werden kann (Matth. 5, 14). Die geheimnisvolle Festigkeit dieser Stadt liegt im sichtbaren Oberhaupte, «von Christo eingesetzt, zur Erhaltung der Glaubenseinheit». Und Probst neigt keineswegs der damals vielfach verfochtenen These zu, daß der Papst nur in Verbindung mit der Kirche (Konzil) etwas Wesentliches bestimmen könne: «Dieses Recht dem Papste absprechen, hieße ihn zum Sklaven machen [16].» Unser Literat ist hier wohl vom Einflusse der französischen Romantik berührt worden, vertrat doch gerade damals de Maistre in seiner 1819 erschienenen Apologie Du Pape ähnliche Gedanken.

Wie übrigens gerade die Ausführungen über den Primat Petri zeigen, ist das Buch reichlich mit Beweisen aus der Hl. Schrift und aus den Vätern versehen. Das belegen auch die weiteren Traktate über die Gottheit Christi und die Wunder des Heilandes, die sich gegen Aufklärer wie Gottlob Paulus und Heinrich Zschokke richten. Ein besonderes Anliegen war ihm die Einsetzung der hl. Eucharistie, weshalb er am Schlusse seines Buches als Anhang (S. 301—343) die Abhandlung beifügt, die einst sein Straßburger Bischof darüber in seiner Discussion amicale sur l'église Anglicane veröffentlicht hatte. Beredt verficht Probst die Beichte, welche eben damals Joh. Georg Winer, Professor an der protestantischen Universität Erfurt, als «herrliches Mittel zur Besserung in den Händen verständlicher Geistlicher» an-

[11] Ueber Henhöfer Schnabel F., Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert [4] (1937) 480—884.

[12] Ansichten S. 30. Dazu S. 24: «Es verdient gewiß unsere Aufmerksamkeit, daß niemals alte und betagte Katholiken zum Protestantismus übertreten, sondern daß dieses nur bei solchen geschieht, die noch in den besten Jahren sind, da noch das frische Blut in den jungen Adern wallt — daß aber schon viele Protestanten in jedem Alter und sogar auf dem Todbette sich zum Katholizismus gewendet haben.»

[13] Darüber Schnabel Fr., Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert [4] (1937) 69—77.

[14] Ansichten S. 33—34, 52—57, 64—65 über Luther, Zwingli, Calvin usw.

[15] Möhler A., Kirchengeschichte ed. B. Gams 3 (1868) 188. Es scheint eine Verwechslung mit einem Doppelgänger vorzuliegen, wie die mir von P. Dr. Gall Heer, Engelberg, gütigst mitgeteilten Texte aus Mourret Fernand, Histoire générale de l'Eglise V (1921) 411 f. darlegen.

[16] Ansichten, S. 176; über Kirche auch S. 33—34, 297.

sprach, und die schon der große Leibniz als «Einrichtung, die der göttlichen Weisheit würdig ist», bezeichnet hat (institutum divina sapientia dignum . . . putem, prudentem confessarium magnum Dei organum esse ad animarum salutem [17]).

Gewiß, das Buch kann nicht im strengen Sinne als wissenschaftliches Opus beurteilt werden, da es ja oft die Zitate erst von zweiter Hand hat und streckenweise sich nach grundlegenden apologetischen und dogmatischen Werken damaliger Zeit richtete. Aber das Werk, dem übrigens ein bescheidenes Register nicht fehlt, bietet doch viele interessante und wenig bekannte Zitate aus protestantischen Schriftstellern für die katholische Wahrheit, bringt uns auch die apologetische Literatur der Franzosen (Bossuet, Asseline, Trévern) nahe und weist mit Recht auf herrliche Worte der Kirchenväter hin.

Disentis, P. Dr. Iso Müller, OSB

(Schluß folgt)

Der «böse» Gottesgeist

In der alttestamentlichen Heilsordnung wird der «Geist des Herrn» (rûaḥ Jahweh) als eine geheimnisvolle, von Gott ausgehende Kraft dargestellt, die machtvoll in die Geschicke des auserwählten Volkes eingreift und dessen wechselvolle Schicksale wundersam lenkt und leitet. In den Weisungen und Führungen Israels werden die geheimnisvollen, alle menschliche Kraft übersteigenden Worte und Taten auserkorener Gottesmänner mit Vorliebe auf die Wunderkraft des Gottesgeistes zurückgeführt, z. B. außergewöhnliche physische Kraft (Richt. 14, 6), kriegerische Heldentaten (Richt. 6, 34; 11, 29), Weissagung (1 Par. 12, 19), prophetische Ekstase und Verzückung (Nah. 11, 24—38; 1 Sam. 10, 10), das charismatische Amt des Volksführers (Nah. 27, 18; Is. 63, 12) und des Propheten (Is. 30, 1—2; Os. 9, 7; Mich. 3, 8).

All diese Geisteswirkungen gehen über das physisch-psychische Gebiet nicht hinaus. Sittliche Handlungen werden in diesen Texten vom «Geist des Herrn» noch nicht abgeleitet. Die außerordentliche Gabe des Gottesgeistes wird dem Volksführer nicht geschenkt zu seiner eigenen religiös-sittlichen Vervollkommnung, sondern lediglich zu Nutz und Frommen des Volkes, der Gemeinschaft. Es ist — um mit der Schule zu reden — eine gratia gratis data, nicht gratum faciens. Die Aufgabe der Kämpfer Jahwehs ist aber eine ausgesprochen religiöse: Schutz und Verteidigung des reinen Jahwehglaubens gegen den drohenden Einbruch heidnischen Denkens und heidnischer Sitte, Ausbau und Vertiefung der Religion Israels.

Die Träger des Gottesgeistes stehen im Dienste einer großen und heiligen Sache. Mögen sie, wie z. B. der Heide Balaam (Nah. 24, 2), der Volksheld Samson (Richt. 13ff.), auch ethisch indifferent sein, so geht es doch nicht an, die Schlußfolgerung daraus zu ziehen, Jahweh sei es auch. Denn Jahweh ist immer eine rein sittliche Macht und sein Geist immer auch ein Geist der Sittlichkeit. Die rûaḥ Jahweh ist also ein heiliger Geist, einmal wegen ihres göttlichen Ursprungs und dann auch wegen der wunderbaren und heilsamen Wirkungen, die sie im Gottesvolke hervorbringt.

Mit diesem theologischen Satz scheint aber die öftere Erwähnung eines «bösen Gottesgeistes», dem sittlich schlechte Wirkungen wie Feindschaft, Eifersucht, lügnerische Aussagen zugeschrieben werden, nicht im Einklang zu stehen. Die hauptsächlich in Betracht kommenden Stellen sind: Richt. 9, 23; 1 Sam. 16, 14—23; 3 Kön. 22, 19—23. Viele protestantische Erklärer gehen mit J. Hempel einig in der Deutung der angeführten Stellen, wenn er bemerkt: «Daß eine unpersönliche göttliche Kraft zum Dämon werden kann, ist selbstverständlich [1].» Wird diese Auslegung der alttestamentlichen Auffassung gerecht?

1 Richt. 9, 23 berichtet, wie Abimelech mit seinen durch Brudermord befleckten Händen das Szepter Israels an sich gerissen. Zur Strafe für das himmelschreiende Verbrechen «sandte Gott einen bösen Geist zwischen Abimelech und die Bürger von Sichem, so daß die Bürger von Sichem dem Abimelech untreu wurden» (9, 23). Der plötzliche Stimmungswechsel wird von einem «bösen Geist», den Jahweh sendet, hervorgerufen. Dieser «böse Geist» kann nicht mit Jahweh identisch sein, da er ihn sendet [2]. Ausgeschlossen ist damit die Auffassung der rûaḥ Jahwehs als eines personenhaften bösen Wesens, eines ursprünglichen Dämons [3]. Der «böse Geist» ist also sicher von Jahweh verschieden.

Es ist aber ebensowenig an ein persönliches böses Wesen, einen von Jahweh gesandten Dämon zu denken, sondern einfach an die lebhafte Personifikation einer bösen Kraft oder Leidenschaft. Als Strafe für die Ermordung seiner Brüder und für die dabei von den Sichemiten geleistete sündhafte Hilfe verursachte Jahweh irgendwie, in einer nicht rein natürlichen Weise, daß Abimelech und die Bürger sich entzweiten [4].

2. 1 Sam. 16, 14—23, schildert der hl. Verfasser in anschaulicher Art, wie der seiner Sendung untreu gewordene Saul von einem «bösen Geist» geplagt wurde: «Der Geist Jahwehs war von Saul gewichen. Dafür quälte ihn ein böser Geist von Jahweh her (rûaḥ rāʿāh mēʾēt Jahweh) (V. 14). Unter dem Einfluß des «bösen Geistes» wurde Saul zu heftigen Zornausbrüchen (1 Sam. 18, 8), die sich bis zur Raserei steigerten (18, 10), hingerissen; maßlose und qualvolle Eifersucht befiel ihn (18, 16), ja, vor wiederholten Mordversuchen, Folge der geistigen Umnachtung, schreckte der König nicht zurück (18, 11; 19, 10. 16; 20, 31). Die um die leibliche wie seelische Gesundheit des Königs besorgten Diener ließen einen sehr begabten und bekannten Zitherspieler, den jugendlichen David, an den Hof kommen.

[17] Ansichten S. 253.

[1] Gott und Mensch im AT, 2. Aufl., Stuttgart 1936, S. 104, Anm. 4.

[2] So auch E. König, Geschichte der alttestamentlichen Religion 2 (Gütersloh 1915), 193.

[3] Das ist die Auffassung von P. Volz, Der Geist Gottes und die verwandten Erscheinungen im AT. und im anschließenden Judentum, Tübingen 1910, S. 2, 4. Vgl. das Werk des gleichen Verfassers: Das Dämonische in Jahve, Tübingen 1924. Zum Nachweis des Polydämonismus als der niedrigsten Religionsstufe Israels beruft sich deshalb Volz zu Unrecht auf unsere Stelle sowie auf 1 Sam. 16, 14 ff.

[4] Cornelius a Lapide umschreibt den Begriff des «bösen Geistes» als «Spiritus odii et discordiae», in: Comment. in Script. Sacram 3 (Parisiis 1862) 176.

Sooft der «Geist Elohims»[5] über Saul kam, nahm David die Zither und spielte darauf; dann wurde es Saul leichter und besser, und der «böse Geist» wich von ihm (16, 23).

Nach dem ganzen Zusammenhang besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen dem «Geist Jahwehs» (V. 14) einerseits und dem «bösen Geist von Jahweh her» (V. 14), dem «bösen Geist Elohims» (V. 15f.), dem «bösen Geist» oder dem «Geiste Elohims» (V. 23) andererseits[6]. Jahweh steht über dem «bösen Geist», den er von Zeit zu Zeit über den König Saul kommen läßt.

Es ist nun hier wohl nicht an ein «denkendes, wollendes und handelndes satanisches Wesen»[7] gedacht, sondern einfach an eine von Gott geschickte (oder zugelassene) ungewöhnliche, sprunghaft auftretende Krankheit. Denn so oft der «böse Geist» über den König kam, schlug David in die Saiten der Zither, und mit der Laute sanftem Klang verscheuchte er den «Geist Elohims», d. h. die schwere Melancholie, die zeitweise in Tobsucht und Verfolgungswahn ausartete[8]. Der hl. Schriftsteller nennt diesen «bösen Geist» einen «Geist Elohims», weil nach alttestamentlicher Auffassung von der Allwirksamkeit Gottes das pathologische Leiden Sauls mit den heftigen Äußerungen maßloser Leidenschaft irgendwie von Gott selbst verursacht wird zur Strafe für des Königs Untreue und Ungehorsam[9]. Die Auffassung von einem Dämon hat auch aus folgender Überlegung wenig Wahrscheinlichkeit für sich: wenn Jahweh einen «guten» Geist schickt, denkt man dabei noch nicht an einen Engel, warum sollte man beim «bösen» Geist hier an einen Teufel denken?

3. 3 Kön. 22, 19—23 (= 2 Par. 18, 18—22) enthält den Bericht von der Vision des Michäas. Vom Könige Achab über die Aussichten des Feldzuges gegen die Feste Ramoth Galaad befragt, sagt der Prophet ganz im Gegensatz zu den Hofpropheten, die alle wie aus einem Munde einen glücklichen Ausgang in Aussicht stellen, den völligen Mißerfolg des kriegerischen Unternehmens voraus. «Ich sah den Herrn auf seinem Thron sitzen und das ganze Heer des Himmels zu seiner Rechten und zu seiner Linken bei ihm stehen. Und der Herr fragte: ‚Wer will Achab betören, daß er zu Felde zieht und vor Ramath Galaad fällt?' Der eine erwiderte dies, der andere das. Schließlich trat ein ‚Geist' (hārûaḥ) vor, stellte sich vor den Herrn und sagte: ‚Ich will ihn betören.' Der Herr fragte ihn: ‚Wie denn?' Er antwortete: ‚Ich will hingehen und im Munde all seiner Propheten zum Lügengeiste (rûah šeqer) werden.' Da sprach er: ‚Du magst ihn betören. Dir wird es gelingen. Gehe, tue so!' So hat denn der Herr einen Lügengeist in den Mund all deiner Propheten gelegt. Denn der Herr hat Unheil über dich beschlossen» (VV. 19—23)[10].

Manche neuere Erklärer sehen in diesem «Lügengeist» nichts anderes als eine von Jahweh ausgehende Kraft, Jahweh selbst. Sie pflichten F. Büchsel bei, der über das Wesen des «Lügengeistes» urteilt: «Gemeinsam ist beiden Stellen (1 Sam. 16, 14 und 3 Kön. 22), daß die Verfasser sich nicht scheuen, von Jahweh einen bösen Geist ausgehen zu lassen. Jahweh verdirbt den Menschen durch eine Inspiration[11].» Daß aber der Lügengeist nicht mit Jahweh identisch sein kann, geht schon daraus hervor, daß nicht Rede ist von der rûaḥ Jahweh, der immer nur heilsame Wirkungen zugeschrieben werden, sondern einfach von einem hā-rûaḥ, der nach dem ganzen Zusammenhang nur ein «böser Geist» sein kann. Nicht absichtslos steht hier rûaḥ im Maskulinum: wie ein persönliches Wesen tritt ein rûaḥ aus der Reihe der andern Geister, der Engel, die den himmlischen Hofstaat bilden, hervor und bietet sich Jahweh als Werkzeug an. Der «Geist» ist hier deutlich von Jahweh verschieden.

Fryburg, im April 1946. Dr. R. Koch

(Schluß folgt)

[5] Aus theologischen Bedenken haben Septuaginta und die alten Übersetzungen den «Geist Elohims» näher bestimmt als «πονηρός», als «Spiritus Domini (eigentlich Dei) malus» (Vulgata) im Gegensatz zum «Geiste Jahwehs», der von Saul gewichen war. Doch er ist genügend gekennzeichnet als «böser Geist» (V. 14). d. i. von Jahweh gesandt, als «böser Geist» (V. 23) oder als «böser Geist Elohims» (V. 15).

[6] Nie wird der «böse Geist» einfach «Geist Jahwehs genannt. Manche Verfasser berufen sich für die Identität der beiden Größen auf 1 Sam. 19, 9: «böser Geist Jahwehs». LXX jedoch bietet «Elohim», das von Wellhausen, Driver, Kittel bevorzugt wird. Siehe P. Dhorme, Les livres de Samuel (Paris 1910) 172.

[7] A. Šanda, Die Bücher der Könige 1 (Münster i. W. 1911) 492. So auch P. van Imschoot, L'action de l'esprit de Jahvé dans l'Ancien Testament, in: Revue des Sciences Philos. et Théologiques 23 (1934) 560.

[8] Über den beruhigenden und besänftigenden Einfluß der Musik auf das kranke Gemüt in alter Zeit siehe A. Schulz, Die Bücher Samuel 1 (Bonn 1919) 252.

[9] Man dürfte daher kaum das Richtige treffen, wollte man die krankhaften Zustände Sauls, die schließlich den Wahnsinn auslösten, ohne jegliche Annahme eines übernatürlichen Einflusses einfach auf das Konto der erregten Nerven zurückführen. So A. Schulz, a. a. O. 251. Vgl. P. Ketter, Die Samuelbücher (Herder-Bibel), Freiburg i Br. 1940, 106 f.

[10] P. Volz (Der Geist Gottes 20 Anm. 1.) und andere streichen die VV. 19—22 als unecht. Doch werden diese Verse mit Recht von den meisten Erklärern als notwendige Ergänzung zu V. 17 betrachtet. Vgl. A. Šanda, Die Bücher der Könige 1, 508.

Für die Auslegung der Stelle siehe besonders H. Junker, Prophet und Seher in Israel, Trier 1927, 63—70; H. Kaupel, Die Dämonen im Alten Testament, Augsburg 1930, 66—69; G. E. Closen, Die Sünde der «Söhne Gottes», Gn. 6, 1—4 (Rom 1937) 124 f.; P. Heinisch, Theologie des Alten Testamentes, Bonn 1940, 110 f.; J. Goettsberger, Die Bücher der Chronik, Bonn 1939, 282.

[11] Der Geist Gottes im Neuen Testament, Gütersloh 1926, 11.

Aus der Praxis, für die Praxis

Samstagabendanlässe

Seit Jahren nimmt der Bischof von Basel in seinen Fasten-Hirtenbriefen Stellung zur Heiligung des Sonntags und zu den immer mehr ins Volksleben einreißenden Samstagabendanlässen, welche den Sonntag so sehr und je länger um so mehr gefährden. Er schreibt dazu: «Wir bestätigen unsere ablehnende Einstellung gegenüber den Samstagabendanlässen, welche die Heiligung des Sonntags und das religiöse Leben namentlich unter der Jugend gefährden. Wir denken dabei auch an Landgegenden, in denen Nachbardörfer Woche für Woche vom Samstag auf den Sonntag abwechselnd durchfesten und die nämlichen Gäste anlocken.»

Trotz dieser klaren Haltung und Einstellung des Bischofs von Basel in Sachen «Samstagabendanlässen», gibt es katho-

lische Tageszeitungen in der Diözese Basel, welche ungescheut in ihrem Inseratenteil ihre Leser, die meist zu 95 % Katholiken sind, auf Samstagabendanlässe hinweisen. Dadurch werden diese Anlässe unter der katholischen Bevölkerung bekannt und — weil es in der katholischen Zeitung steht — auch mundgerecht gemacht.

Wir bringen nachstehend eine kleine Auswahl solcher Inserate, die aus einer katholischen Tageszeitung im Jahre 1945 gesammelt wurden. Da heißt es:

«Achtung! Achtung! Sommernachtsfest! Treffpunkt: Samstag, 7. Juli, abends 8 Uhr, im Löwengarten M. . . .»

In einem anderen Inserat lesen wir:

«Sommernachtsfest in I. . . . Samstag, den 23. Juni 1945, auf dem Festplatz beim Restaurant ‚A. . .'. Tanz und heitere Musik erfüllen die Nacht bis zum heiteren Morgen!»

Und in einem dritten Inserat kann man lesen:

«Restaurant ‚Säge' B. . . Samstag, den 23. und Sonntag, den 24. Juni (bei ungünstiger Witterung 30. Juni und 1. Juli) großes Sommernachtsfest. Bühnenbetrieb! Innerschwyzer Ländlermusik ‚Echo vom R. . .'»

Fehlt hier nicht die gerade und saubere Linie? Niemand vergönnt dem Volke eine «Freude in Ehren» und eine solche zur rechten Zeit. Sicher nicht!

Aber wo die Unterhaltung und das Vergnügen zur Gefahr werden für den Sonntag, das heißt für den Tag des Herrn, da muß der katholische Christ — Abstand nehmen. Und auch die katholischen Tageszeitungen müssen — Abstand nehmen, denn es genügt nicht und ist ein offener Widerspruch, wenn man im Textteil vom «katholisch-sein» trommelt und hernach im Inseratenteil dem modernen und mondänen Heidentum in jeglicher Weise auf die Beine hilft!

Es mag dabei manch willkommene Einnahme verlorengehen! Aber besser ist es, es gehe Geld verloren, als daß auch nur eine einzige Menschenseele gefährdet werde! Dieser Gedanke aus dem Evangelium hat auch Geltung hinsichtlich des Inseratenteils einer Zeitung. Alle Ausrederei, die man in dieser Hinsicht manchmal zu hören Gelegenheit hat, ist zuletzt und im Grunde genommen ein Verrat am angedeuteten Herrenwort.

Die Samstagabendanlässe sind und bleiben der Feind Nr. 1 des Sonntags! Da darf es kein «fraternisieren» geben. Auch darf niemand Hand reichen dazu! Das geschieht nur dann und insoweit nicht, als zwischen dem Textteil der katholischen Tageszeitungen und zwischen den bischöflichen Hirtenschreiben und ihren Anweisungen eine gerade und saubere Linie besteht! R.

Büchergilde Gutenberg und Schweizer Volksbuchgemeinde

Soweit beides eine Geschäftssache ist, stehen gegenseitige Differenzen hier nicht zur Diskussion. Es ist jedoch klar, angesichts der kirchlichen Bücherzensur und des kirchlichen Bücherverbotes, daß eine Stellungnahme gegen die Büchergilde Gutenberg und für die Schweizer Volksbuchgemeinde (oder eine andere auf katholischer Grundlage stehende Buchgemeinde), nicht nur eine Geschäftssache ist. Sie wirft vielmehr sehr ernsthafte seelsorgerliche Fragen auf. Dabei kann nicht darauf abgestellt werden, ob auf nichtkatholischer Seite die Erfüllung einer seelsorgerlichen Pflicht, z. B. auf der Kanzel oder in Pfarrblatt und Vereinen usw., verstanden wird oder nicht.

Wenn deshalb im Kulturspiegel der Nation (n. 14 vom 10. April) von Ausnützung der Einfalt und Gutgläubigkeit geschrieben wird, um andern ein geistiges Joch aufzuerlegen, das sie hindern soll, ihren eigenen Weg zu gehen, so ist das nicht nur krasser Unverstand, sondern schmutzige Verdächtigung. Dieser Unverstand gibt sich in folgender Einleitung kund:

«Es ist immer eine traurige Erscheinung, wenn dem freien Bürger eines freien Landes in seinem Handeln und Leben Schranken gesetzt werden, die ungebührlich, anmaßend und erniedrigend sind. Schlimm ist es um den freien Bürger eines freien Landes bestellt, wenn er mit seiner eigenen Zustimmung sich Schranken auferlegen läßt, die einer geistigen Bevormundung gleichkommen. Wer sich dieses erniedrigendste Joch auferlegen läßt, ist schlechthin zu bedauern, und seine Mitbürger werden versucht sein, am Urteilsvermögen und an der geistigen Selbständigkeit ihres bis anhin freien Mitbürgers zu zweifeln.»

Es liegt hier eine Verwechslung des bürgerlichen Bereiches mit dem religiös-sittlichen Bereiche vor. Auch die bürgerliche Freiheit ist keine schrankenlose, sondern vom Gesetzgeber eingeschränkt. Dazu kommt erst noch, daß noch lange nicht alles erlaubt ist, was der bürgerliche Gesetzgeber erlaubt, bzw. nicht bestraft. Das hat mit großtönenden Worten nichts zu tun. Darüber, was z. B. mit katholischer Auffassung von Dogma und Moral vereinbar ist oder nicht, befindet nicht der freie Bürger eines freien Landes, sondern das katholische Lehramt. Es ist selber ungebührlich, anmaßend und erniedrigend, diese Stellungnahme als ungebührlich, anmaßend und erniedrigend zu bezeichnen, und die Rollen sind leicht zu vertauschen, wer am Urteilsvermögen und der geistigen Selbständigkeit wessen zu zweifeln berechtigt ist! Die Bezeichnung der Einfalt und der Ausnützung der Einfalt und Gutgläubigkeit ist jedoch nicht nur krasser Unverstand, sondern unerhörte Beleidigung.

Die katholische Kirche stellt pflichtgemäß die religiös-sittlichen Werte an die erste Stelle. Deshalb will sie alles fernhalten, was Gottes geoffenbarter Wahrheit und Geboten zuwiderläuft, welche alle Menschen verpflichten, auch die freien Bürger eines freien Landes. Ist die Anerkennung dieser Verpflichtung auf Gottes Wort und Gebot Einfalt, und ist die Einschärfung dieser Verpflichtung ungebührliche, anmaßende, erniedrigende Schranke, geistige Bevormundung usw. Es besteht bekanntlich kein Recht auf das Unrecht, keine Freiheit zur Sünde. Nichts anderes als das will die Stellungnahme zur Büchergilde Gutenberg und ihren Verlagswerken besagen. Es ist erwiesen, daß dieselben nicht den katholischen Auffassungen entsprechen. Soll es der katholischen Kirche verwehrt sein, dies den Katholiken mitzuteilen und dieselben an ihre Pflicht zu erinnern, gegensätzlichen Auffassungen keinen Raum zu geben? Jede Konfession, ja jede Partei, die etwas auf sich hält, vertritt eine Auffassung und schließt Vertreter gegensätzlicher grundsätzlicher Auffassungen aus ihren Reihen.

Durch die Stellungnahme zur Büchergilde Gutenberg werden keine Geschäftsinteressen zugunsten eines Verlagshauses vertreten. Die Seelsorge hat keine Geschäftsinteressen zu propagieren, es kann ihr an und für sich gleichgültig sein, woher die guten Bücher kommen, wenn nur keine schlechten Bücher kommen. Es ist der Büchergilde Gutenberg nicht zuzumuten, katholische Verlagswerke zu vermitteln. Eben darum ist es auch Katholiken nicht zuzumuten, Mitglied dieser Büchergilde zu werden, die in einer ganz anderen geistigen Welt zuhause ist als der Katholik. Die Seelsorge wahrt sich das Recht, in der Stellungnahme zum Buche, positiv oder negativ, die katholische Weltanschauung als Kriterium zu verwenden, der gegenüber keine Demokratie angerufen werden kann, so wenig als gegen Gott, Gottes Gebot eine Berufung auf die Freiheit freier Männer eines freien Landes statthaft ist. A. Sch.

Franz Heinrich Achermann †

Ostermontag wurde in der im festlichen Osterschmuck prangenden Pfarrkirche von Kriens die sterbliche Hülle von H.H. Vikar Franz Heinrich Achermann zur ewigen Ruhe bestattet. Die hoffnungsvolle, tröstliche Osterbotschaft, die vom Hochfeste her noch im Gotteshaus in weihevoller Stimmung nachzitterte, die aufrichtige Trauer, mit der das Gemeindevolk den verehrten Toten zum Grabe geleitete, die Assistenz des Diözesanbischofs und einer großen Zahl von Amtsbrüdern aus verschiedenen Landesteilen schenkten der würdevollen Totenfeierlichkeit unter dem schwerverhängten düstern Himmel einen verklärenden Strahl von Osterherrlichkeit, die so eindringlich verkündet, daß der Tod versöhnender Abschluß irdischer Gebrechlichkeit und menschlicher Unzulänglichkeit, nicht aber Vernichtung ist, sondern Durchgang durch geheimnisvolle Pforten zu ewiger Auferstehung und unvergänglichem Leben. Die ehrenvolle Teilnahme galt gewiß zunächst dem verdienten Seelsorger, mehr aber noch dem guten Menschen, dem lieben Konfrater und weitbekannten Schriftsteller. Vikar Achermann, uraltem alemannischem Geschlecht entstammend, kam am Fronleichnamsfest 1881 in St. Erhard bei Sursee zur Welt als Kind eines Volksschullehrers, der bald nachher nach Oberkirch übersiedelte, wo alteingesessene Bauernsippen in Arbeitsamkeit und Zufriedenheit ein glückliches Leben dahinleben, sonntäglich verklärt durch gesunde christliche Religiösität. Dazu kam die vertraute Nachbarschaft des schönen Sempacher Sees, dessen anmutige Ufer und idyllisches Leben die sorglose Bubenzeit mit reichster Poesie umspann. Die sommerlangen Schulferien, die von Ostern bis zum Herbst gingen, brachten bäuerliche Arbeit beim Onkel auf dem Rütihof, einmal sogar die «Würde» und größere Bürde eines Sommerknechtleins bei einem Kleinbauer in Seehäusern und als «Lettbueb» in der Ziegelfabrik. Aber auch das brachte noch viel Poesie ins Jugendleben des witzigen, kraftstrotzenden Lehrerssohnes, brachte ihm auch viel Lebenserfahrung und praktische Menschenkenntnisse und wertvollen Einblick in die sozialen Verhältnisse — lehrte ihn handgreiflich wissen, woher das tägliche Brot kommt und mit wieviel Müh' und Schweiß und Sorgen das Brot vom Nährstand erarbeitet werden muß.

Die Mittelschule des nahen Städtchens Sursee war für den vielseitig begabten Knaben die gegebene Einladung zum Studium, das in Sarnen und dann an den theologischen Fakultäten von Luzern und Innsbruck Fortsetzung und Abschluß fand. Das «Einjährigfreiwillige» in Innsbruck wurde für das übersprudelnde Naturell des Theologiekandidaten Prüfung und Bewährung im Beruf, an dem er wohl selber nie zweifelte, wie er denn auch in seinem ganzen, nahezu vier Jahrzehnte umfassenden Priesterleben, in das er durch die Weihe am 12. Juli 1908 eintrat, durchaus übernatürlich und priesterlich dachte, wenn auch das schwer zu zügelnde Temperament der geistigen und physischen Kraftnatur nicht selten Schwierigkeiten bereitete, deren er nicht immer Meister wurde, und die weder ihm selbst, noch weniger seinen Vorgesetzten angenehm waren. Geist und Witz, gemütvolle Art und Schlagfertigkeit, nicht nur die geistige, auch die physische, die nicht selten — wenn die geistige nicht durchdrang — für einen Spötter recht fühlbar werden konnte und gute Früchte zeitigte, versöhnten stets wieder, so daß auch das einfache Volk immer wieder Verständnis und Nachsicht dafür aufbrachte und an den ungezählten Anekdoten, die über ihn umgingen, sich herzlich freute. Pfarrer und Kaplan Weber in Schaffhausen, das bestbekannte geistliche Brüderpaar, waren dem arbeitsfreudigen Vikar die ersten, wohlwollenden und nachsichtigen Vorgesetzten. Die musikalische und gesellschaftliche Begabung brachte den Vikar in vielfache Berührung weit über die Pfarreifamilie hinaus auch in den Kreis der Andersgläubigen, die noch heute in Begeisterung von ihm erzählen. 1913 kam Achermann nach Oberdorf im Kanton Solothurn. Die ihm dort verbleibende Musse brauchte er zu Studien und Forschungen in den urgeschichtlichen Höhlen des Jura, die ihren literarischen Niederschlag in prähistorischen Erzählungen fanden, die ihm einen ausgedehnten Leserkreis gewannen, so daß selbst Professoren am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich ihre Schüler darauf aufmerksam machten. Einen neuen Kreis seelsorglicher Arbeit bot ihm das Vikariat an der St.-Josefs-Kirche, Basel, (1920—1930) und die letzten fünfzehn Jahre die luzernische Industriepfarrei Kriens.

Eine überaus fruchtbare Tätigkeit entfaltete Vikar Achermann als Schriftsteller, wozu ihn eine fast unfaßbare, überschäumende Phantasie, eine große Einfühlungsgabe und Arbeitskraft befähigten. Die urgeschichtlichen Romane, die ein vor ihm kaum bearbeitetes Feld beschlagen, eroberten ihm im Sturm die lesehungrige und wißbegierige Jugend und trugen seinen Namen über die Grenzen unseres Landes hinaus. Dazu kamen köstliche Studentengeschichten, auch apologetische Erzählungen, weiterhin Theaterstücke voll Leben, Farbe, Geist und Kraft. Vikar Achermann wird wohl zu den meist gelesenen Schriftstellern jüngster Zeit auf unserem Boden gehören, wenn auch die äußere Form den letzten feinern Schliff oft vermissen läßt. Ihm war es mehr darum zu tun, die Ideen, die ihn beschäftigten, in möglichst volkstümlicher, vor allem in jugendtümlicher Form ins Volk zu bringen, die den jungen Leser zu fesseln vermag. Was ihm diese Arbeit einbrachte, schenkte seine großzügige Wohltätigkeit wieder weg. — Es ist selbstverständlich, daß ein solches Talent ungezählte Male zu Vorträgen berufen wurde, wie er auch als Prediger und als Präses von Arbeiter- und Gesellenvereinen, auch als Religionslehrer in den verschiedenen Stufen der Schule immer ein aufmerksames Ohr fand. — Seit Jahren nagte eine unheilbare Krankheit an der stämmigen Eiche, und am Hohen Donnerstag sprach er (in seinem Testament) das Consumnatum est, mit der Bitte: Miseremini mei, saltem vos, amici mei! R. I. P. HJ.

Totentafel

In Buochs (Nidwalden) ist Ende März der hochwürdige Herr Pfarresignat Karl Bernasconi langen, in vorbildlicher Geduld ertragenen Leiden erlegen. Von den 35 Priesterjahren hat der Sechzigjährige 18 Jahre als Professor in Schwyz (1913—1920) und in Erstfeld (1920—1931) und von 1931—1945 als Pfarrer in Affoltern a. A. gewirkt. Seiner Herde war er ein liebevoller Hirte gewesen, seinem höchsten Herrn ein treuer Diener und Priester, auch im Leiden. R. I. P. HJ.

Die Diasporapfarrei Wädenswil ist in tiefe Trauer versetzt durch den Hinschied ihres vorbildlichen Pfarrers, des hochwürdigen Herrn Karl Blunschy, der am 17. April auf dem Friedhof seines Geburtsortes Einsiedeln zur ewigen Ruhe bestattet wurde. Von der tiefen Frömmigkeit, die in der angesehenen Familie herrschte, zeugt der Eintritt einer Schwester in den Ordensstand und eines Bruders in den Priesterstand. Der Verstorbene, Anno 1883 geboren, meldete sich anfänglich zum Noviziat bei den Benediktinern, ging dann aber in das Priesterseminar Chur, wo er 1908 zum Priester geweiht und 1909 vom Bischof nach Galgenen (Kanton Schwyz) in die Seelsorge gesandt wurde. Schon nach drei Jahren anvertraute ihm die bischöfliche Kurie die große Diasporapfarrei Wädenswil als Arbeitsfeld, auf dem er nahezu 34 Jahre mit unermüdlichem Eifer und sichtbarem Erfolg gearbeitet hat. Seiner Fürsorge ist auch die Gründung der Pfarrei Schönenberg zu verdanken. Aber auch Heimsuchung blieb ihm nicht erspart, besonders als ihm durch einen Unfall im elterlichen Hause das eine Auge verlorenging. Das Kapitel Albis betraute ihn mit der Würde des Sekretärs; beim silbernen Pfarrjubiläum ehrte die Pfarrei seine Amtsführung mit silbernem Kelche. Der Diözesanbischof beauftragte seinen Vertreter, am Grabe des verdienten Pfarrers den besondern Dank auszusprechen. R. I. P. HJ.

Voranzeige! Männerkongregationen der Schweiz

(Mitg.) Montag, den 13. Mai 1946, 9.30 Uhr, wird im Gesellenhaus Wolfbach, Zürich, eine Präsides-Tagung durchgeführt. Der Grundgedanke wird sein: «Die Männerkongregation im Dienste der Seelsorge.» Die Tagung versucht, den H.H. Präsides aufzuzeigen, welche Hilfsmittel die Männerkongregation bietet für die Seelsorge an unserer Männerwelt zur Formung der Familie — zur Vertiefung des Berufes und zur Mitarbeit in der Pfarrei. Näheres Programm folgt.

J. Cologna, Pfr., Zentralpräses.

Rezensionen

Dr. phil. Josef Rüttimann: Illuminative oder abstraktive Seins-Intuition? Verlag Räber & Cie., Luzern (s. a.). 123 S. Kart.

Wenn es in einer wissenschaftlichen Abhandlung, oder gar in einer philosophischen Doktordissertation erlaubt wäre, an einen «Blickfang» zu erinnern, dann dürfte man an einen solchen denken in der Titelformulierung vorliegender philosophischer Inauguraldissertation. Denn der Fachmann hört «malitiös» interessiert eine solche Formulierung, und wenn das Interesse geweckt wird, ist schon etwas Wichtiges erreicht für eine philosophische Schrift, nämlich die Beschäftigung mit derselben! Schon der Begriff der Seinsintuition ist dazu angetan, Interesse zu wecken, wenn er in Verbindung gebracht wird mit der Abstraktion. Die fragende Titelformulierung tut ein weiteres, um eine Stellungnahme zu fordern, obwohl dem kundigen Leser schwant, die Frage werde zugunsten der abstrakten Seinsintuition beantwortet. (Wir halten den Ausdruck der abstraktiven Seinsintuition nicht für besonders glücklich, sowohl wegen der philosophiegeschichtlichen Belastung der Intuition durch den Ontologismus, als auch im Interesse einer saubern Terminologie, die bis jetzt Abstraktion und Intuition auseinanderzuhalten pflegte.)

Die Arbeit ist eine Untersuchung einer philosophischen Habilitationsschrift des jungen deutschen Philosophen Gustav Siewerth, resp. eines Teiles derselben: «Der Thomismus als Identitätssystem». Sie gibt sich weiterhin als Beitrag zum Problem, ob es beim bisherigen Thomismus als Analogiesystem sein Bewenden haben könne, oder ob der Thomismus abzulösen sei durch einen Neuthomismus als Identitätssystem. Das 1. Kapitel legt in der materiellen Einleitung klar, wie es zu dieser Auseinandersetzung gekommen, während im 2. Kapitel die formelle Einführung in das Problem bietet. Die aus der Problemfülle des Werkes herausgeschälte Grundfrage «Illumination oder Abstraktion in der Seinserkenntnis?» erfährt im 3. Kapitel eine ideen- und philosophiegeschichtliche Darstellung. Das 4. Kapitel umschreibt den Fragestand der Auseinandersetzung noch näher, wenn nach Abweisung des Ontologismus und des Systems des eingeborenen Lichtes die Wesensform des Menschen, d. h. die Seele als Grund der Erkenntnismöglichkeit angegeben wird, jedoch nicht als nächster Erkenntnisgrund. Im 5. Kapitel spitzt sich die Fragestellung zu: nächster Grund, formelles Prinzip der Erkenntnis ist die «Wirklichkeit des Geistes», auch als «tätiger Verstand» bezeichnet. Ist dieser «tätige Verstand» identisch mit dem «intellectus agens» des hl. Thomas?

Die Geister scheiden sich im 6. Kapitel: Nach Thomas ist der tätige Verstand das geistig-aktive Erkenntnisvermögen der Seele; als Vermögen ist er nicht die Wesenheit, sondern ein Akzidens der Seele, eine subjektive Erkenntnisfähigkeit, die nicht selber erkennt, sondern dem intellectus possibilis die Erkenntnis ermöglicht; kausales, nicht formales subjektives Erkenntnisprinzip! Bei Siewerth jedoch ist der tätige Verstand sozusagen der intellectus (= possibilis) in actu, ein virtuelles, subjektiv-objektives Erkenntnisprinzip. Das 7. Kapitel legt näherhin die Funktion des tätigen Verstandes klar. Es geschieht dies anhand der Lichtlehre des hl. Thomas: Licht einerseits als Erkenntniskraft (Auge, Verstand, Glaube, Glorie), anderseits als Erkenntnismittel (Sonne, intellectus agens, species impressa und expressa) und Erkenntnisgegenstand (hier rechtfertigt der Vf. die Benennung der Seinsintuition). Ihr wird die Lichtlehre Siewerths gegenübergestellt. In den Schlußgedanken des 8. Kapitels kommt der Vf. nochmals auf sein Anliegen zurück, den grundlegenden Hauptgedanken des schon stilistisch schwer zugänglichen und darum auch gedanklich schwer zu fassenden Werkes von Siewerth herauszuheben und kritisch zu beleuchten. Viel mußte bei dieser Beschränkung unberücksichtigt bleiben. Siewerth sieht die größte Aufgabe der abendländischen Philosophie in der inneren Begegnung zwischen Scholastik und deutschem Idealismus, und suchte sie auf seine Art zu lösen. Muß Vf. diesen Lösungsversuch auch kritisch ablehnen, so nicht ohne fruchtbare Konfrontation der philosophia perennis mit einem neuen philosophischen Ansatz der Gegenwart. Man wird ihm für die selber lichtvolle Darlegung der thomistischen Lichtlehre, sowie für das Repetitorium über den intellectus agens und damit die thomistische Erkenntnistheorie Dank wissen, welche neben und über dem Thema der kritischen Auseinandersetzung mit Siewerth ihren eigenen Wert bewahren werden. In Beidem aber zeigt sich die spekulative Kraft des Vf., die wir ihm auch für die Lehrtätigkeit an der Luzerner Kantonsschule und für weitere Auseinandersetzungen mit der philosophisch-weltanschaulichen Gegenwart erfolgreich am Werke wünschen. A. Sch.

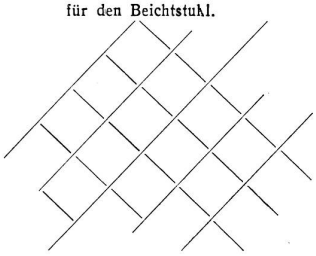
Donoso Cortés: Kulturpolitik. 102 S. Geb. Heß-Verlag, Basel, 1945.

Unter dem programmatischen Titel «Ankerbücherei» kommt eine neue Buchreihe heraus, deren 1. Bändchen Schriften des spanischen Kulturphilosophen Juan Donoso Cortés bringt: Zwei Briefe an Kardinal Fornari und den Herausgeber der Revue des deux mondes (Über die Irrtümer unserer Zeit. Über Mittelalter und Parlamentarismus) sowie einige Aphorismen. Metternich verglich einst Cortés mit Cicero und Demosthenes. Seine Kulturpolitik und Kritik fußt auf dem Prinzip: Toda civilización verdadera viene de cristianismo! A. Sch.

n der «Schweizerischen Kirchen-Zeitung»
rezensierte *und* inserierte *Bücher*
liefert die Buchhandlung Räber & Cie., Frankenstraße, Luzern

• TABERNAKEL
• OPFERKÄSTEN
• KELCHSCHRÄNKE
• KASSENSCHRÄNKE
MEYER-BURRI + CIE. AG.
LUZERN VONMATTSTRASSE 20 TELEPHON NR. 21.874

Pensionierter Staatsangestellter sucht Stelle als
Sakristan
Kenntnisse des Kirchendienstes. Gute Zeugnisse vorhanden. Eintritt nach Übereinkunft.
Offerten unter Chiffre A. Sch. 1971 an die Schweizerische Kirchen-Zeitung Luzern.

Cellophan
für den Beichtstuhl.

aus hygienischen Gründen unentbehrlich für jeden Priester, liefert in jeder gewünschten Größe auf Nachnahme
Räber & Cie., Luzern

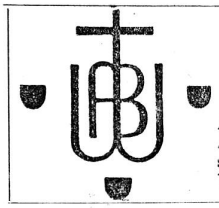
Meßweine
sowie **Tisch- u. Flaschenweine**
beziehen Sie vorteilhaft von der vereidigten, altbekannten Vertrauensfirma
Fuchs & Co. Zug
Telephon 4 00 41

RAUCHFASS-KOHLEN
SCHWEIZER PRODUKT
Saubere, extra harte, runde Würfel, 3½ cm Ø, 1½ cm Höhe, mit Höhlung zum Einlegen der Körner. Brenndauer 1½ Stunden. Ein Schweizer Qualitäts-Produkt, das unserer Industrie alle Ehre macht und beste ausländische Vorkriegsware übertrifft! Lieferung spätestens bis Ostern, per 2½ kg, Postkartons mit 200 Würfel à 10 gr. Alleinverkauf durch Firma:
J. STRÄSSLE LUZERN
KIRCHENBEDARF BEI DER **HOFKIRCHE**
TELEPHON (041) 2 33 18 - WOHNUNG 2 44 31 - POSTKONTO VII 3240

Fraefel & Co., St. Gallen
Telephon Nr. (071) 27891

Primizgeschenke:
Reichhaltige Auswahl in Kaseln, Stolen, Alben, Chorröcken, Versehartikeln usw.

Auf Wunsch gute Neuentwürfe durch namhafte Künstler



Atelier für kirchliche Kunst
A. BLANK VORM. MARMON & BLANK
WIL ST. GALLEN

Ausführung von Altären, Statuen u. kunstgewerblichen Arbeiten für Kirchen, Kapellen u. das christliche Heim. Restauration alter Schnitzwerke u. Gemälde. Diebessichere Tabernakeleinbauten. Kunstgewerbliche Holzgrabzeichen

Aus Gesundheitsrücksichten sucht Priester in den Fünfzigerjahren, bisher an einer Schule tätig, eine Stelle als

Hausgeistlicher

in Anstalt, Institut oder dgl.
Offerten erbeten unter Chiffre 1970 an die Kirchen-Zeitung.

Gesucht in Landkaplanei eine vertrauenswürdige

Haushälterin

die in allen Haus- und Gartenarbeiten tüchtig ist.
Offerten unter 1974 an die Expedition der KZ. Luzern.

Gesucht eine tüchtige

Haushälterin

in Kaplanei der Innerschweiz. Bitte an die hochw. Mitbrüder, geeignete Personen darauf aufmerksam zu machen. — Offerten unter Chiffre 1973 an die Expedition der KZ.

FERIEN-REGEN-MANTEL

Der «REGA»-Raglan, tiefschwarz, Reinbaumwolle, nicht gummiert, aber garantiert wasserdicht imprägniert und doch porös, seit elf Jahren der meistgekaufte Priester-Reise-Mantel. Ein Schweizer Qualitäts-Produkt, das nur die guten Konfektionsgeschäfte führen. In schwarzer Färbung.
Alleinverkauf durch:

J. STRÄSSLE LUZERN
KIRCHENBEDARF bei der **HOFKIRCHE**
TELEPHON (041) 23318 - WOHNUNG 24631 - POSTKONTO VII 5260

Für den Religionsunterricht

Adolf Bösch
Katechesen für das erste Schuljahr
Geb. Fr. 12.50

In jeder Beziehung so ausgezeichnet, daß es obligatorisch erklärt werden sollte. „Schweizerschule"

Hermann Bösch
Kleiner Katechismus
10. Auflage. 90 Rp.

Franz Bürkli
So werde ich ein gutes Kind
Geb. 50 Rp.

Ein Büchlein für die Erstbeichtenden

VERLAG RÄBER & CIE., LUZERN

Wir freuen uns, Ihnen anzeigen zu können:

Missale Romanum

in Taschenformat, mit allen neuen Festen, solider Schweizer Einband

in —18	Leder, schwarz, Rotschnitt		Fr. 25.50
	Leder, schwarz, Goldschnitt		Fr. 27.—
in —48	Leder, schwarz, Rotschnitt		Fr. 20.50
	Leder, schwarz, Goldschnitt		Fr. 22.—

Zeitschriften, die wieder zu erscheinen beginnen

La Vie Spirituelle. Monatsschrift. Jährlich . . . . . Fr. 20.—
La Vie Intellectuelle. Monatsschrift. Jährlich . . . . . Fr. 20.—
Die hervorragenden und geistig führenden Zeitschriften der französischen Dominikaner.
Etudes (bedeutende Zeitschrift der franz. Jesuiten) jährlich etwa Fr. 20.—
Revue Biblique. (Erscheint monatlich) Jährlich . . . etwa Fr. 20.—

Wertvolle Neuerscheinungen für die Hand des Priesters

F. Charrière, S. Exz. Mgr. Marius Besson . . . . Geb. Fr. 6.—
252 Seiten mit vielen Abbildungen.
G. Chevrot, Unsere heilige Messe . . . . . Geb. Fr. 12.30
Ihr Werden und Ihre Auswertung 414 Seiten.
Daniel-Rops, Jésus en son temps, 2 Bände brosch. . . . . Fr. 15.—
Eines der packendsten Bücher über das Leben Jesu.
C. Gröber, Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus im Lichte der hl. vier Evangelien und der neutestamentlichen Zeitgeschichte Fr. 8.75
O. Karrer, Kardinal Newman. Die Kirche, 2 Bände . . . je Fr. 16.—
Marmy, Mensch und Gemeinschaft in christlicher Schau . . Fr. 19.50
Eine Dokumentensammlung von Rundschreiben und Enzykliken.
Pilgrim, Land der Liebe, Zeitgemäße Betrachtungen für christliche Eidgenossen. Band 2: Sonn- und Festtagsepisteln . Geb. Fr. 7.—
J. S. Steward, Sieg des Glaubens. 120 Seiten, brosch. . . . Fr. 4.80
Geheime Gestapo-Berichte über den Widerstand der Kirche.
Durch diese Dokumentensammlung wird der Vorwurf, die Kirche habe keinen Widerstand geleistet, ad absurdum geführt.

Buchhandlung Räber & Cie., Luzern

Neuerscheinungen für den Monat Mai!

Die Frau im Sonnengewande
Von P. Jul. Zelger, O. Cap.
128 Seiten, zweifarbig. Kart. Fr. 2.40
Die großen und erhabenen Wahrheiten des Glaubens über Maria in 31 Lesungen für die öffentliche oder private Maiandacht.

Unsere Liebe Frau von La Salette
Von Prälat A. Scherrer. Neu bearb. von P. E. W. Roetheli MS.
160 Seiten. Kart. Fr. 3.—
31 Lesungen oder Betrachtungen über die Lehren der Erscheinung der «Weinenden Mutter», ihre Deutung und ihren Sinn für unsere Zeit.

KANISIUSWERK, FREIBURG (Schweiz)

Schenken Sie Ihren Kommunionkindern zum Weißen Sonntag das Buch von P. Petrus Cotti

3mal Weißer Sonntag

155 Seiten, mit vielen farbigen Bildern In Ganzleinen Fr. 6.50 In Halbleinen Fr. 5.—

Waldstatt-Verlag, Einsiedeln *Tel. Nr. 46*
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen